

**B**ereits im Spätmittelalter waren mehrere Handwerke auf die Herstellung von Leder spezialisiert. Hinsichtlich der Produktionstechniken zerfällt das Gerberhandwerk nach den in Mitteleuropa gebräuchlichen Gerbverfahren in drei Gruppen: a.) die Rot- oder Lohgerber stellten durch Gerbung der großen und schweren Häute mit Loh (Eichen- und Fichtenrinde) Leder für Sättel und Zaumzeug, Sohl- und Schuhleder her (vegetabilische Gerbung), b.) die Weißgerber produzierten durch Salzgerbung mit Alaun (mineralische Gerbung) die edleren und dünneren Ledersorten, besonders aus Kalbs-, Schafs- und Ziegenfelln Bekleidungsleder und c.) die Sämischergerber (Irher, Ircher) durch Walken mit Fett oder Tran wasserdichtes Leder (Schafe, Ziegen, Böcke). Daneben waren verschiedene kleinere Handwerke mit der Herstellung spezieller Ledersorten befaßt: Die Rotlöscher (Rotlascher, Löschrmacher) und Corduaner (Cordewaner, Kuderwanner, Kurdewener) stellten Feinleder her, und die Pergamentner (Pirmenter) fertigten ohne eigentlichen Gerbprozeß aus Kalbsfelln Pergament.

Zunächst waren Rot- und Weißgerber meist mit den übrigen Ledergerbergewerben in einer Zunft zusammengefaßt; in größeren Städten wie Lübeck und Frankfurt am Main traten die Rotgerber bereits seit dem 14. Jh. als eigenständige Korporation auf, in Straßburg bestanden bereits ab 1390 drei gesonderte Gerberzünfte. Im 15. und 16. Jh. vollzog sich dann durch die Abgrenzung der Arbeitsbereiche auf breiter Basis die berufliche Ausdifferenzierung und Zunftbildung, denn zunächst betätigten sich auch die Schuhmacher, Rierner, Sattler und Säckler in der Lederherstellung. Zunehmend wurden sie, was die Herstellung des Leders betrifft, auf die Produktion für eigenen Bedarf eingeschränkt. Im Norden und in den Küstenstädten konnten sich die Gerber erst relativ spät das ausschließliche Recht der Lederherstellung sichern.

Der Arbeitsprozeß der Gerber zerfällt in drei Abschnitte: 1. die Vorbereitung der Häute in der Wasserwerkstatt, 2. der eigentliche Gerb-



Abb. 13: Kragfigur mit Scherdegen am «Haus zum Spätgerber» in Konstanz.

prozeß in den Gruben (bei den Rotgerbern) und in den Bottichen (bei den Weißgerbern) und 3. das Zurichten der gegerbten Felle.

Bei den Rot- und Lohgerbern (Loher, Lorer, Lauer, Lederer) mußten die rohen («grünen») Häute zunächst in fließendem Wasser gespült werden, bevor auf dem Schabebaum mit dem Scherdegen (Zunftzeichen) die Fleisch- und Fettreste und danach die Haare entfernt wurden. Folgende Verfahren konnten angewendet werden: Die Haare konnten durch Urin oder in der «Schwitzkammer» durch Räuchern gelöst werden. Das übliche Verfahren war vor allem die Behandlung im «Äscher»: In Bottichen mit gebranntem Kalk oder Pottasche wurden die Häute eingelegt und danach wieder gespült. Erst dann begann der eigentliche Gerbprozeß durch das Einlegen («Einstoßen») der Häute in die mit frischem Wasser und Loh gefüllten Gerbgruben (Ziehlöcher). Nach dem langandauernden Gerbprozeß wurde erneut in der Wasserwerkstatt gespült. Dann hängte man die Häute zum Abtropfen auf Stangengerüste oder Galerien und brachte sie danach auf

den Trockenboden. Unter dem Dach des Gerberhauses befanden sich meist mehrere Geschosse, die speziell dafür eingerichtet waren und durch ein Aufzug- oder Zwerchhaus beschickt werden konnten. Nach der Trocknung wurde das Leder zugerichtet, d. h. geglättet, gefalzt und gespalten und die Ränder abgeglichen. Die verbrauchte Lohe wurde zu «Lohkäs» gepreßt – von den Gerberkindern (den Lohtrippelern) in Formen getreten –, dann getrocknet und als Brennmaterial verwendet.

Das Handwerk der Rotgerber erforderte durch die umfangreichen Bauten – das unmittelbar am Wasser gelegene Gerberhaus mit Werkstatt und Lagerräumen, Kellergewölbe, Galerien und Trockengeschossen – ein außerordentlich hohes Anlagekapital. Da der Gerbprozeß bei den schweren Häuten sechs Monate bis drei Jahre dauerte, war darüber hinaus ein hohes Betriebskapital nötig. Rotgerber zählten meist zu den vermögenden und im Rat vertretenen Handwerkern. Zahlreiche erhaltene Gerberhäuser lassen noch heute ihren Reichtum erkennen.

Bei den Weiß- und Sämischgerbern vollzog sich die Bearbeitung der kleinen Felle ebenfalls zunächst in der Wasserwerkstatt; nach dem Wässern und Kalken wurden die Felle enthaart (Köln: Fellpfücker) und die Schaf- oder Ziegenwolle zum Verkauf «gerauft». Nach der Behandlung im Äscher, dann dem Entfleischen, Ausstreichen, Walken, Waschen und Beizen wurde schließlich in Bottichen mit Alaun gegerbt. Der Gerbprozeß dauerte höchstens drei Monate. Danach wurden die Häute auf Stangen getrocknet, gestollt und auf dem Streichrahmen bearbeitet. Im Gegensatz zu den Rotgerbern waren keine umfangreichen Produktionseinrichtungen notwendig. Nur zum Walken der Felle wurde meist gemeinsam mit den Tuchmachern eine Walkmühle (Wassermühle) betrieben. Ältere Darstellungen zeigen noch die Fußwalke.

In der Regel lagen die Gerberhäuser am Fluß, Bach oder Kanal, wo am Steg oder in seichtem Gewässer gearbeitet werden konnte. Wegen der starken Verschmutzung der Gewässer lagen sie meist dort, wo der Fluß das Stadtgebiet verließ. Auch die starke Geruchsbelästigung – die Prager Gerber wurden im Spätmittelalter schlicht als «Stänker» bezeichnet – führte zur Ansiedlung der Gerber am Rand des Stadtgebietes oder in den Vorstädten; aus diesen Gründen wurden den Gerbern häufig bestimmte Quartiere bzw. Straßen zugewiesen. Einzelne Ger-



Abb. 14: Gerberhäuser in der Nürnberger Vorderen Ledergasse (1642) mit den typischen Aufzughäusern und Dachgauben (1944/45 zerstört).

berviertel (Colmar, Straßburg) sind noch heute an Straßennamen und Baubestand erkennbar.

Das größte lederherstellende Handwerk bildeten die Rot- oder Lohgerber. Bis zum Beginn des 17. Jh.s wuchs das Handwerk stark an: In Leipzig arbeiteten um 1600 bereits 81, in Nördlingen 1618 152 Meister. Seit dem 17. Jh. dehnte es sich dann auch auf die kleinen Landstädte und Märkte aus, und in der Folge gingen Absatz und Umfang des städtischen Handwerks zurück. Lediglich einzelne Städte wie Straßburg (1789: 175) konnten ihre Stellung behaupten.

In der spätmittelalterlichen Stadt kamen in der Regel drei Rotgerber auf einen Weißgerber. Nur in Breslau finden wir bereits 1470 33 Weiß- und Sämischergerber, und ab 1544 (70) überrundeten sie die Rotgerber. Dem starken Anwachsen des städtischen Handwerks im 16. Jh. folgte seit dem 17. Jh. ein Abschwung. Der Wandel der Mode (Bekleidungsleder wurde durch Barchent, leichte Wollstoffe und schließlich durch bedruckte Kattune verdrängt) und die zunehmende Konkurrenz neuer Gewerbestandorte verringerten den Absatz. Das Breslauer Handwerk hatte 1579 (132 Meister) seinen Zenit überschritten, 1790 zählte es nur noch 36 Meister.

Die Pergamentner waren auf wenige größere Städte begrenzt. Ihr Absatz wurde seit dem 14. Jh. zunehmend durch die Papierproduktion begrenzt, sie arbeiteten vor allem für den Bedarf der Kanzleien und

Universitäten. Das Leipziger Handwerk (seit 1611 mit eigener Ordnung) zählte im 18. Jh. nie mehr als vier Meister; bedeutende Standorte waren noch Augsburg und Wien. Wie die Weißgerber verwerteten die Pergamentler ihre Abfälle beim Leimsieden: «Auß ohrn und klauwen seud ich Leim», läßt Hans Sachs den «Permennter» rezitieren. Die Corduaner (Ledertauer, Lederbereiter) waren ebenfalls ein kleines großstädtisches Handwerk und vor allem in den Küstenstädten zu finden. Im 18. Jh. verloren sie an Bedeutung, da Corduanleder aus der Türkei, aus Spanien oder Ungarn importiert wurde.

Die Gerber bezogen die rohen Häute direkt vom Metzger auf dem Wochenmarkt oder aus dem Umland. Bis ins 18. Jh. hatten die Gerber meist das Einstands- oder Vorkaufsrecht, darüber hinaus deckte ein umfangreicher Häutehandel den Bedarf.

Die Rotgerber benötigten als Gerbstoff Eichenrinde oder eine Mischung aus Eichen- und Tannenrinde, die Lohe. Da zur Herstellung eines Zentners Leder ca. vier bis fünf Zentner Lohe benötigt wurden, lagen alle Gerberzentren (Siegerland, Ostthüringen, Württemberg, Elsaß, Südsteiermark und Krain) in unmittelbarer Nähe von Eichenwäldungen. Während der Häutekauf individuell getätigt wurde, war der Lohekauf gemeinschaftlich geregelt; größere Lohkäufe wurden bis ins 18. Jh. aufgeteilt. Die Lohe wurde in der zunfteigenen Lohmühle gemahlen; im 18. Jh. verwendete man neben der Lohstampfe bereits Lohmühlen mit rotierenden Steinen, und um 1800 wurden die Stampfen allmählich verdrängt. Die Weißgerber bezogen ihren Gerbstoff, den Alaun, bis Mitte des 15. Jh.s aus der Levante, dann auch aus Italien. Seit Ende des 15. Jh.s wurden im Salzburgischen und im 16. Jh. in Schlesien Alaunsiedereien angelegt.

Das fertige Leder wurde nach der Schau auf den Wochenmärkten (Lederbänke) feilgehalten, der Verkauf lag meist in der Hand der Meisterfrau. In der Regel ging der Absatz der städtischen Gerber über den lokalen Bedarf hinaus: Bereits im 13. Jh. waren die Corduanmessen in der Champagne («nundinae cordoani») berühmt, im Spätmittelalter waren neben den Frankfurter und Leipziger Messen auch die Zurzacher und Nördlinger Messe für den Lederhandel bedeutend, die Weißgerber setzten später auch auf den Messen in Frankfurt/O., Braunschweig und Naumburg ab. Einzelne Ledersorten (Lütticher Leder, Leipziger Pfundleder, russisches Juchtenleder) wurden als ausgesprochene Markenartikel gehandelt.

Zunächst bestanden hinsichtlich der Produktivität des Gerberhandwerks kaum Beschränkungen, erst seit der Mitte des 15. Jh.s wurden durch Vereinbarungen der Handwerkerbünde die Zahl der Äscher, die Höchstzahl der verarbeiteten Häute und der Lohverbrauch festgelegt. Im 16. Jh. wurde fast durchweg auf vier Äscher pro Werkstatt begrenzt, und die Zahl der Arbeitskräfte wurde festgelegt: z. B. die Kölner Loher 1437 zunächst auf vier, 1465 dann auf drei Knechte. Die Nürnberger Ordnung von 1604 erlaubte zwei Gesellen oder einen Gesellen, zwei «Raufferrinnen» und einen Lehrjungen, oder einen Gesellen und einen Stückwerker. In der zweiten Hälfte des 18. Jh.s verloren die zünftigen Regulierungen an Bedeutung, und es entstanden handwerkliche Großbetriebe bzw. Manufakturen: Sie konnten die Rohstoffe preisgünstiger beziehen, erhöhten die Anzahl der Gruben (die größte Hanauer Manufaktur arbeitete 1790 mit 60 Gruben) und wurden durch die merkantilistische Wirtschaftspolitik begünstigt. Die Technik des Produktionsprozesses veränderte sich kaum, erst in den 1830er Jahren begann in den Großgerbereien der Übergang von der Gruben- zur Faßgerbung.

Während in den Manufakturen auch ungelernte Arbeitskräfte beschäftigt werden konnten, wurden im Handwerk in der Regel nur gelernte Hilfskräfte zugelassen. Die Rolle der Frankfurter Lohgerber von 1355 läßt eine wesentliche Trennung zwischen Lehrjunge und Geselle noch nicht erkennen, 1436 wird jedoch deutlich unterschieden; weibliche Lehrlinge sind bei den Weißgerbern noch ausdrücklich genannt. Eine Festsetzung der Lehrzeit (zwei bis drei Jahre) wurde im 15. Jh. üblich, im Laufe der Neuzeit wurde sie auf drei bis fünf Jahre erhöht. Seit den 1860er Jahren ging die Zahl der Lehrlinge stark zurück.

Die Gesellen wurden im Zeitlohn (Wochenlohn) beschäftigt, erst ab dem späten 18. Jh. wurde in größeren Gerbereien Tag- oder Stücklohn bezahlt. Zusätzlich erhielt der Geselle von jedem «Werk» eine Haut oder konnte auf eigene Rechnung zwei Häute «beistößen».

Die Gerberei verlangte nicht nur handwerkliches Geschick, sondern auch schwere körperliche Arbeit: bei den Rotgerbern die Bearbeitung der schweren Häute, bei den Weißgerbern die Arbeit am Stollpfahl. Im Winter war die Arbeit in der Wasserwerkstatt außerordentlich hart, im Sommer gaben die Häute und Abfälle einen un-ausstehlichen Gestank von sich. Das lange Stehen im kalten Wasser

und die Durchnässung führten häufig zu Erkältungen und rheumatischen Erkrankungen, auch Infektionskrankheiten zählten zu den typischen Berufskrankheiten.

Wenngleich schon im 14. und 15. Jh. Gerbergesellen wanderten, so finden sich erst im 16. Jh. Ordnungen, die die Wanderschaft fordern. Im 15. Jh. entstanden erste Vereinigungen der Gesellen, und zwischen dem 15. und 17. Jh. bildeten sich bei den Weißgerbern vier Kreise mit unterschiedlichem Handwerksrecht und Bräuchen aus. Innerhalb ihres Kreises hatten die Gesellen Anspruch auf das «Geschenk» (Wanderunterstützung). Auch nach der Aufhebung des Wanderzwanges im 19. Jh. war das Wandern bis in die 1890er Jahre noch weit verbreitet.

Die Erlangung des Meisterrechts war mit zunehmend höheren Anforderungen verbunden: Nach Lehrzeit und Wanderschaft folgten Mut- bzw. Wartejahre. Meisterstück und Meisteressen setzten sich erst im 17. Jh. durch. In vielen Städten zeigt sich um 1700 die Tendenz zur «Schließung»: Die Zulassung wurde auf Meistersöhne und einheiratende Gesellen beschränkt. Überhaupt waren bei den Gerbern Berufsvererbung und Betriebsübergabe (hoher Wert der Produktionsmittel) an den Meistersohn vergleichsweise stark ausgeprägt. Nur in wenigen Handwerken haben sich patrilineare Handwerkerdynastien und familienbetriebliche Traditionen so stark ausgebildet: Viele Gerberfamilien lassen sich über Jahrhunderte verfolgen.

War das frühneuzeitliche Gerberhandwerk noch ein ausgesprochen städtisches Handwerk, so nahm es im Lauf des 19. Jh.s – mit regionalen Unterschieden – ländlichen und kleinstädtischen Charakter an. Der Rückgang der handwerklichen Produktion in den Städten war unübersehbar. Um 1860 weist die Lederproduktion dann deutlich ländlichen Charakter auf, und in verkehrsreichen Gebieten war um 1880 die handwerksmäßige Gerberei fast verschwunden. Die Zahl der handwerklichen Betriebe nahm ab, während seit den 1880er Jahren zunehmend mehr Lederfabriken entstanden. Im Großbetrieb verkürzte die Verwendung des Quebrachoholzes als Gerbstoff den Gerbprozeß auf längstens acht Wochen, und die seit den 1890er Jahren im Großbetrieb rentable Chromgerbung reduzierte ihn dann auf wenige Stunden. Durch zunehmende Maschinisierung (Lederspaltmaschine, Glättmaschine, Walkfaß etc.) und Arbeitsteilung konnten überwiegend ungelernete Arbeitskräfte beschäftigt werden. Rohstoffe wurden

en gros bezogen, während der kleine Meister auf den Zwischenhandel angewiesen blieb.

Zwischen 1882 und 1895 ging die Zahl der selbständigen Gerber um 30% zurück, zahlreiche Sohlledergerbereien mußten in den 1890er Jahren schließen. Mit der seit den 1880er Jahren rapide fortschreitenden Dezimierung des Schuhmacherhandwerks durch Schuhfabriken und Magazine, die Leder nur noch en gros (Lederhandel) bezogen, verlor der handwerkliche Gerber endlich seinen besten Kunden.

Bereits gegen Ende des 19. Jh.s hatte daher die handwerkliche Gerberei nur noch dort Perspektive, wo man an kleinen Orten oder auf dem platten Land Häute direkt vom Metzger und Bauern kaufen konnte, die nötige Lohe in der Nähe fand, sie vom Produzenten selbst bezog und das Leder unmittelbar an den Schuhmacher verkaufen konnte.

*Reinhold Reith*